

(Nachdruck verboten.)

8]

## Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nergö.

Der Meister war halb ernsthaft, halb schelmisch. „Na, nun kannst Du mir denn meinen Portwein holen, er steht auf dem Bort hinter dem Kasten mit den Schnürbändern, mich friert so mörderlich.“

Belle kam zurück und meldete, daß die Flasche leer sei. Der Meister guckte sie wohlwollend an.

„Dann geh hin und besorg' mir eine andere! Aber ich hab' kein Geld, Du mußt sagen, ja, denk Dir selbst was aus, Du bist ja nicht auf den Kopf gefallen.“ Der Meister sah ihn mit tiefem Blick an, der ihm zu Herzen ging, so daß er oft nahe daran war, in Tränen auszubrechen. Belles Welt hatte sich bisher auf der schnurgeraden Landstraße abgespielt, er begriff nicht das Spiel von Wit und Glend, Schelmerei und zum Tode Betrübtsein. Aber er fühlte etwas von des guten Gottes Angesicht und es zitterte in ihm, er hätte für den Meister in den Tod gehen können.

Wenn es regnerisches Wetter war, wurde es dem Meister schwer aufzustehen, die Kälte drückte ihn nieder. Wenn er dann in die Werkstätte hinauskam, frischgewaschen und mit nassem Haar, stellte er sich an den kalten Ofen und stand da und klapperte mit den Zähnen — mit ganz eingefallenen Wangen. „Ich habe augenblicklich so wenig Blut,“ sagte er dann, „aber das neue ist im Anmarsch, es singt mir jede Nacht vor den Ohren.“ Dann hustete er eine Weile. „Da haben wir, bei meiner Seele, wieder ein Stück Lunge,“ sagte er und zeigte Belle, der am Ofen stand und Schuhe bürtete, einen gallertartigen Klumpen. „Aber sie wächst wieder frisch nach!“

„Jetzt ist der Meister ja bald seine dreißig Jahre,“ sagte der Geselle, „dann ist die gefährliche Zeit überstanden.“

„Ja, zum Kuckuck auch, so lange werde ich doch wohl noch zusammenhängen können, nur noch ein halbes Jahr,“ sagte der Meister eifrig und sah Belle an, als habe der es in seiner Macht, — nur noch sechs Monate! Dann erneuert der ganze Kadaver sich — neue Lungen — alles neu. Aber neue Weine krieg ich bei Gott nie.“

Es wuchs ein eigenes, heimliches Verständnis zwischen Belle und dem Meister auf, das sich nicht auf Worte und Meißelungen aufbaute, das man aber in den Blicken, im Tonfall und in ihrem ganzen Wesen spürte. Es war, als strahle die Pelzjacke des Meisters selbst warmes Gefühl aus, wenn Belle hinter seinem Rücken stand. Belles Augen suchten den Meister wann und wo er konnte, und der Meister war anders gegen ihn als gegen alle anderen.

Wenn er von Besorgungen in der Stadt nach Hause kam und um die Ecke bog, hatte er den erfreulichen Anblick des jungen Meisters, der in der Haustür stand; das lahme Bein in Ruhestellung und die Hand fest um den Stock, stand er da und ließ seinen Blick umherschweifen, voll Sehnsucht in die Ferne. Das war sein Platz, wenn er nicht da drinnen saß und in den abenteuerlichen Büchern las. Aber Belle wünschte, daß er da stand. Und wenn er dann vorüberschlüpfte, duckte er sich verschämt. Denn es geschah oft, daß der Meister die Hand in seine Schulter krallte, so daß es schmerzte, ihn hin und her rüttelte und herzlich sagte: „Du Satansbengel!“ Das war die einzige Liebeslösung, die das Leben für ihn vorgelesen hatte und er konnte sich darin.

Belle begriff den Meister nicht, auch nicht einen Seufzer von ihm verstand er. Der Meister kam nie hinaus, nur ausnahmsweise einmal, wenn die Kräfte gut waren, humpelte er zu Bierhanfens hinüber und machte eine Partie, sonst ging seine Reise nicht weiter als bis in die Haustür hinaus. Da stand er und guckte ein wenig und konnte dann hinkend wieder hineinkommen mit dieser anstehenden guten Laune, die die dunkle Werkstatt in einen Hain voll Vogelgezwitscher verwandelte. Draußen war er niemals gewesen und empfand wohl auch kein Bedürfnis danach; aber trotzdem kam und ging die große Welt in seinem Wesen und seiner

Rede, so daß Belle ganz krank werden konnte vor Sehnsucht in die Ferne. Etwas anderes als Gesundheit verlangte er nicht für sich von der Zukunft, und dann war er von Abenteuerei umflattert; man bekam den Eindruck, daß alles Glück herabfliegen und sich auf ihn niedersetzen müsse. Belle vergötterte ihn, begriff ihn aber nicht. Der Meister, der mit seinem lahmen Bein Scherz treiben und im nächsten Augenblick ganz vergessen konnte, daß er es hatte, oder der schelmisch mit seiner Armut spielen konnte, als seien es fröhliche Goldstücke, mit denen er um sich warf — das war nicht zu verstehen. Und Belle wurde nicht klüger dadurch, daß er im Geheimen in den Büchern las, die Meister Andres den Atem raubten; er konnte sich mit weniger als dem Nordpol und dem Innern der Erde begnügen, wenn er nur Erlaubnis erhielt, selbst mit dabei zu sein.

Er hatte keine Gelegenheit, still zu sitzen und Grillen zu fangen, jeden Augenblick hieß es: „Belle, lauf!“ Alles wurde in kleinen Portionen gekauft, obwohl es auf Kredit entnommen wurde. „Dann läufst es nicht so arg auf,“ sagte Zeppe, Meister Andres war das einerlei. Da kam Werkführers Mädchen gelaufen, sie mußte absolut die Schuhe für ihr Fräulein haben, sie waren zu Montag versprochen. Der Meister hatte sie ganz vergessen. „Sie sind in Arbeit,“ sagte er unverzagt. „Zum Teufel auch, Zens!“ Und Zens hatte es sehr eilig, er schlug Leisten in die Schuhe, während Meister Andres das Mädchen hinausbegleitete und draußen auf der Diele mit ihr schäkerte, um sie milde zu stimmen. „Bloß ein paar Siebe, daß sie nur zusammenhängen,“ sagte der Meister zu Zens. Und dann — „Belle fort damit, so schnell Dich Deine Weine tragen können! Sag, wir ließen sie morgen früh holen und machten sie ordentlich fertig. Aber lauf als hättest Du den Teufel auf den Socken.“

Belle lief, und wenn er eben nach Hause gekommen und eben in sein Schurzfell geschlüpft war, mußte er wieder raus. „Belle, lauf hin und leih ein paar Messingstifte, dann brauchen wir heut keine zu kaufen! Geh zu Klausen, ne, geh lieber zu Blom, bei Klausen bist Du ja erst heute vormittag gewesen.“

„Bloms sind wütend über den Schraubenblock,“ sagte Belle.

„Ja, Tod und alle Teufel, wir müssen sehen, daß wir den wieder in Ordnung bringen und ihn abliefern; denk daran und nimm ihn zum Schmied mit! — Was in aller Welt fangen wir denn bloß an?“ Der junge Meister starrte hilflos bald den einen, bald den anderen an.

„Schuster Marcker,“ schlug der kleine Nikas vor.

„Bei Marcker leihen wir nicht,“ der Meister runzelte die Stirn. „Marcker is' 'ne Laus!“ Marcker hatte es verstanden, sich bei einem der ältesten Kunden der Werkstatt einzuschmeicheln. — „Der hat ja nicht mal Salz für ein Eil!“

„Ja, wer denn?“ fragte Belle ein wenig ungeduldig.

Der Meister sah eine Weile stumm da. „Na, denn nimm das da!“ rief er verdrießlich und warf Belle eine Krone hin, ich habe ja keine Ruhe vor Dir, solange ich noch einen Dere in der Tasche habe, Du Unhold! Kauf ein Paket und trag dann Klausens und Bloms die hin, die wir geliehen haben.“

„Aber dann sehen sie ja, daß wir ein ganzes Paket haben,“ sagte Belle, der auch mit Ueberlegung handeln konnte. „Und übrigens sind sie uns so viel anderes schuldig, was sie von uns geliehen haben.“

„So ein Schurke,“ sagte der Meister und setzte sich hint, um zu lesen. — „Serr du meines Lebens, so ein Galgenstrick!“ Er sah sehr vergnügt aus.

Und nach einer Weile ließ es dann wieder: „Belle, lauf!“

Der Tag verlief mit Botengängen, und Belle gehörte nicht zu denen, die sie abkürzten, er sehte sich nicht nach der düsteren Werkstatt mit dem hölzernen Dreibein. Da war so viel, was abgesehen werden mußte, er hielt es im Grunde für seine Pflicht, überall zu sein, wo er nichts zu tun hatte, er streifte umher wie ein junger Hund und steckte seine Nase in alles hinein. Die Stadt hatte schon jetzt nicht mehr viele Geheimnisse vor ihm.

Es lag in Belle ein ehrlicher Trieb, sich das Ganze unter-

tan zu machen. Aber vorläufig hatte er nur Niederlagen aufzuweisen, er hatte wieder und wieder von seinem eigenen Mitgebrachten geopfert, ohne bisher etwas wiederzubekommen. Seine Scheu und sein Mißtrauen hatte er hier drinnen abgestreift, wo es galt, sich nach allen Seiten zu öffnen; seine soliden Eigenschaften war er im Begriff als bäuerisch auf dem Altar der Stadt zu opfern. Aber er gewann an Unerzagtheit, je weniger Deckung er besaß, um so unerfrockener ging er darauf los, die Stadt sollte ja erobert werden. Er war aus seiner sicheren Schale herausgelockt und würde leicht zu verzehren sein.

Die Stadt hat ihn aus seiner sicheren Lage herausgeschleudert, im übrigen ist er derselbe prächtige Junge, die meisten werden keinen anderen Unterschied sehen können als den, daß er in die Höhe geschossen ist. Aber Vater Lasse würde sicher Blut weinen, wenn er seinen Jungen so erblickte, wie er jetzt in der Straße auftaucht, voll Unsicherheit und Nachahmungsdrang; die beste Jacke am Werktag an und trotzdem unordentlich in der Kleidung.

Er geht da und schlendert mit ein Paar Stiefeln, hat die Finger in der Strippe und pfeift übermütig. Hin und wieder schneidet er eine Frage und geht vorsichtiger, wenn die Beinkleider die empfindlichen Streifen an den Lenden herunter berühren.

Er hat einen heißen Tag gehabt, nur weil er heute Vormittag an einer Schmiede vorbeikam und sich von der herrlichen Kraftentwicklung dadrin im Feuerchein und Halbdunkel zurückhalten ließ. Die Flammen und der Klang von Metall, dieses ganze frische Getöse von wirklicher Arbeit fesselten ihn, er mußte hinein und fragen, ob sie nicht Verwendung für einen Lehrlingen hätten. Er war nicht so dumm, anzugeben, wohin er gehörte; aber als er nach Hause kam, war Jeppe bereits unterrichtet und — Na, jetzt ist das vergessen, ausgenommen, wenn gerade die Beinkleider die Lenden berühren. Dann wird er daran erinnert, daß es hier in der Welt kein Sichherumdücken gibt; hat man sich in etwas hineinbegeben, muß man sich durchfressen, sowie der Junge im Märchen. Und diese Entdeckung ist an und für sich nicht so überraschend neu für ihn.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein König in der Gant.

(Schluß.)

Zunächst versucht Luz dem König klarzumachen, warum eine Vorlage an den Landtag unmöglich wäre. In einer Eingabe wies er auf die Ursachen der Bestimmungen der Kammer gegen den König hin; man sei ungehalten über die Zurückgezogenheit des Königs, über das Unterbleiben aller Hoffeste und den dadurch bedingten schmerzlichen Entgang an Erwerb für die Münchener Bevölkerung. Der König war den Leuten also im Grunde noch zu sparsam; wenn er Hunderttausende für den flüchtigen Land von Hoffesten vergeudet hätte, würde man sich nicht über Verschwendung beklagen.

Der König gerät über diese Schwierigkeiten in die finsterste Stimmung. Dem Minister v. Feilitzsch stößt er seine Dual in einem Schreiben vom Januar 1886. Das Unerträgliche wäre, wenn man die Gant über seine Schlösser verhängte: „Würde dies nicht verhängt, so würde mich dies dermaßen empören, daß ich entweder mich töten oder jedenfalls das schändliche Land, in welchem dies Schauderhafte geschah, sofort und für immer verlassen würde.“ Dann kam die entscheidende Drohung: „Wenn die anderen Minister gar nicht bestrebt sind, mir, wie ich es erwarte, zu dienen, so muß ich es genau erfahren, um andere zu nehmen.“

Nun waren die Minister überzeugt, daß der König verrückt wäre. Trotzdem unterhandelte Luz ernsthaft mit den Mitgliedern der Kammer. Es bedurfte ja keiner Erhöhung der Zivilliste; Vorkäufe aus der Staatskasse hätten genügt, um die Verlegenheiten zu beseitigen. Aber die Mehrheit wollte diesem Ministerium nicht dienstwillig sein; durchaus begreiflicherweise. Ueber diesen Verhandlungen gingen Monate dahin. Inzwischen steht der König Todesängste aus. Seine kranke Seele hängt an seinen Bauten. Mitte April 1886 ergeht das Ultimatum Ludwigs an den Minister:

„Es ist mein Wille, daß zur Ordnung der Verhältnisse meiner Kabinettsklasse von meiner Regierung mit dem gegenwärtig versammelten Landtage eine Vorlage gemacht und mit tunlichster Beschleunigung die hierauf bezüglichen Vorschläge mir unterbreitet werden.“

Wiederum unterhandelt Luz mit den Häuptern der Mehrheit. Ein Zentrumsredner erwähnte nach der Katastrophe in der Kammer die Legende, „daß, wenn der Landtag für die Verbindlichkeiten der Zivilliste eingetreten wäre, dann am Ende Seine Majestät noch länger im Sinne des Ministeriums regierungsfähig gewesen sein würde.“ Graf Freytag hat später diese „Legende“ bestätigt!

Am 5. Mai erklärte das Ministerium in einer Eingabe, die her nach von den Liberalen als eine beispiellos tapfere Kundgebung eines edlen Postatums gefeiert wurde, daß die Forderung des Königs nicht ausführbar sei. Darauf ließ Ludwig durch seinen Stallknecht das Ministerium absetzen und sandte ihn zugleich in alle Welt, um die nötigen Millionen aufzubringen: zum Fürsten von Thurn und Taxis, zum König von Belgien, zum türkischen Sultan und Schah von Persien, zum Pariser Rothschild und zu den Orleans. Dieser vertraute Stallknecht stand aber bereits im Dienste des Ministeriums und — sammelte Material für die nunmehr erforderliche unheilbare Verrücktheit des Königs. Ein Brief des Königs an den Vertreter zeigt den Gemütszustand des Königs nach der ministeriellen Vorstellung vom 5. Mai:

„Sind die Kammern verstorbt, dann auflösen, andere her und das Volk sehr bearbeiten, schnell aber... Sage ihm (dem Kabinettssekretär Ziegler), daß die Bauten die Hauptlebensfreude sind, daß Ich, seit alles schändlich storbt, ganz unglücklich bin, an Abdankung, Selbsttötung stets denke, daß der Zustand aufhören muß, daß die Bauten nicht mehr stoden dürfen, daß, wenn er alles sichert, er mir das Leben wieder gibt... Rasch vorwärts mit dem Schlafzimmer im Kinderhof, St. Hubertuspavillon und mit dem Ausbau der Burg von Herrenwörth und Falkenstein. Mein Lebensglück hängt davon ab... Er (Ziegler) soll es erschänden, durchreisen, alle Schwierigkeiten besiegen und Hindernisse niederreißen.“

Einen Monat später erschien dann die Hofkommission in Neuschwanstein, um den König festzunehmen. Von der militärischen Bejahung des Schlosses zurückgeschlagen, flüchteten sie und wurden auf dem Rückzuge, samt Irrenarzt und Irrenwärtern, auf Befehl Ludwigs verhaftet. Tags darauf aber gelang die Festnahme und wieder drei Tage später endete der Begehrt im Starnberger See.

Jene ministerielle Eingabe vom 5. Mai aber entblößt das freible Spiel, das mit dem König getrieben ward. Sie war keine Heldentat, sondern — nun den noch lebenden Ministern von damals v. Feilitzsch und v. Craillheim (dem heutigen glücklichen Aufsichtsrat) ist oft genug gesagt worden, wie sie gehandelt haben.

Das Verhalten des Ministeriums war schlechterdings nicht zu rechtfertigen. War der König, wie alle ärztlichen Gutachten jetzt bekundeten, von jeher geisteskrank, die königlichen Tollheiten, die jetzt amtlich mitgeteilt wurden, seit Jahren begangen, so hätte das Ministerium Luz längst die Entmündigung beantragen müssen und nicht erst, nachdem der König ihm selbst an den Thron ging.

Herr v. Luz freilich, der doch schon in den sechziger Jahren mißtrauisch die literarische Begeisterung Ludwigs beobachtet hatte, schwor in der Kammer, er habe bis in die letzte Zeit keine Ahnung von dem Treiben des Königs gehabt, von dem in der ausländischen Presse und in allen Münchener Kneipen doch seit langem Unglaubliches geklatscht wurde.

Wann wußte Herr v. Luz, daß Ludwig verrückt war? Wann begann er, eine Ahnung zu haben?

Was er selbst zugestand, richtete ihn und seine Kumpane. In seiner Kammerrede vom Ende Juni berückte er die Rolle des Marquis Vosa zu spielen. Er schilderte die verheerenden Wirkungen des Gottesgnadentums und byzantinischer Knechtlichkeit. Der König sei „in dem Glauben, daß seine Macht keine Grenzen hätte, natürlich immer tiefer und tiefer gekommen, die Wünsche in bezug auf die Ausführung der durch seine Phantasie veranlaßten Projekte fanden, wenn der Hofsekretär Anstand nahm, sie zu erfüllen, bei irgend einem andern bereitwillig Gehorsam.“ Gleichwohl habe noch im November und Dezember (1885) „keiner von uns geglaubt oder nur den Gedanken sich auszusprechen getraut, daß Seine Majestät geistig erkrankt seien.“ Erst mit Anfang des Jahres sei der Verdacht rege geworden. (Wir haben gesehen, weshalb!) Seit dem 23. März aber wußte Luz, wie er selbst bekennt, daß Ludwig krank war; denn an diesem Tage erklärte ihm der Psychiater Gudden, daß der König zweifellos von Geburt an verrückt sei. „Ich mußte“, so fügte Luz hinzu, „jetzt in alles Tun und Handeln den Gedanken hineinberweben, daß wir es mit einem kranken Manne zu tun haben.“

Nun wußt: Diese Erkenntnis betrog aber den Minister nicht, die Absetzung Ludwigs herbeizuführen, sondern er verhandelte mit dem Parlament, um die finanziellen Wünsche des Königs zu befriedigen. Und erst als das nicht gelingen wollte, schritt er zur letzten Tat, die er durch die Eingabe vom 5. Mai vorbereitete.

War Luz von der Verrücktheit des Königs, wie er bekannte, seit dem März überzeugt, so ist diese seine Vorstellung vom 5. Mai ein an einem Kranken verübtes Verbrechen gewesen. Denn so konnte man nur zu einem König reden, dem man entweder eine ganz außer gewöhnliche monarchische Gesundheit vertraute oder aber dem man den — Rest geben wollte. Da hieß es: „In wenigen Tagen wird bei Gericht über einige gegen die Kabinettsklasse erhobene Klagen verhandelt werden.“ „Es müßte mit Wunderdingen zugehen, wenn unter solchen Umständen... nicht in wenigen Wochen oder Tagen die Ganteröffnung erfolgen sollte.“ „Wenn die Gant ausbricht, so können Eure Majestät Allerhöchst sich vor die Frage gestellt sehen, ob Allerhöchstdieselben noch die Fägel der Regierung in der Hand behalten können.“

Künftig, bedroht man so einen Menschen, von dessen geistiger Krankheit man überzeugt ist? In der Tat war jedes Wort, jeder Vorschlag raffiniert darauf berechnet, den König zum Aeußersten zu bringen, so der Rat, daß der König sich unter Kuratel gerade des Mannes stellen sollte, dessen er sich am ehesten zu entledigen bemüht war, des Finanzministers. Die Wirkung solcher Vermahnung konnte nur sein, daß der Kranke in einen Zustand geriet, wo an seiner Betrüchtigkeit nun niemand mehr zweifeln konnte.

Und das Mittel wirkte.  
Der König kam um, das Ministerium blieb am Leben.  
Es heifste sogar die Bürgerkrone seltener Tapferkeit für sich.

Das ist die Geschichte von dem deutschen König, den man wegen sechs Millionen Schulden zur Zwangsversteigerung und ins Wasser trieb.

Es ist erst 25 Jahre her, und scheint doch wie eine unmögliche Legende aus grauer Vorzeit.

Und es geschah unter einem liberalen Ministerium und einem Merkantil Parlament! Monarchisch gesinnt aber waren Liberale und Merkantile auch schon damals, und die republikanischen Umstürzler waren jaft durch ein Ausnahmegesetz geschützt. . . . Kurt Eisner.

## Die Internationale Hygiene-Ausstellung in Dresden.

I.

Die Ausstellung hat das Mißgeschick gehabt, schon in ihrer Vorbereitung eine weitgreifende öffentliche Mißstimmung durch die Ausschaltung der Heimarbeit mit ihren hygienischen Greueln gegen sich wachzurufen. Dazu kam noch eine unverstündliche Nachgiebigkeit gegen preußisch-ministerielle Engherzigkeiten auf sanitäts- und sittenpolitizischem Gebiete, und so stand die Ausstellung noch vor ihrer Eröffnung unter dem Damoklesschwert einer scharfgespannten Kritik, die schließlich auch noch andere Angriffspunkte fand, die bei einer Hygiene-Ausstellung befremden mußten, nämlich die mit der Ausstellung verbundenen Vergnügungstätten. Man fragte sich, was diese denn mit einer Hygiene-Ausstellung zu tun hätten und man glaubte den Grund schließlich darin zu finden, daß die Ausstellung zuerst ein Geschäftsunternehmen sei, dessen Leitstern Profit heiße.

Es sei hier gleich eine andere Kritik beleuchtet, die die Aus- Eindrück auf die Allgemeinheit nicht allzutief sein. Zu diesem Wirklichkeit fehlt es auch daran nicht, wenn man sie finden will. Die Alkoholgegner haben Gelegenheit, ihre Bestrebungen in aller Breite und in ganz vorzüglicher Weise zu zeigen, aber es sind auch die Bierbrauer da, die breit ausladend für das Bier werben.

Trotz der großartigen Aufmachung der Ausstellung wird ihr Eindrück auf die Allgemeinheit nicht allzutief sein. Zu diesem Schluß drängen mich meine langjährigen und vielfältigen Ausstellungsbeobachtungen immer mehr. Und nirgends mehr, auf keiner Weltausstellung und keiner Provinzialausstellung drängt sich dieser Schluß mehr auf als hier. Die Internationale Hygiene-Ausstellung ist eine Weltausstellung geworden; ihr Umfang steht der Brüsseler und Turiner Weltausstellung wenig nach. Aber mehr noch wie bei einer solchen Exposition universelle gehen die Schaustücke der Hygiene-Ausstellung von kleinen und kleinsten Einzelheiten aus. Da hat selbst der Fachmann, der Arzt, der Hygieniker, der Wohnungspolitiker überreichlich zu tun, um wenigstens das, was ihn besonders angeht, zu bewältigen. Das große Publikum aber hat, streng genommen, wenig davon. Denn ein Tag ist selbst bei flüchtiger Durchwanderung der ganzen Ausstellung zu kurz, ein Tag ist auch zu kurz, um die Schaustücke auch nur einer Abteilung zu sehen, geschweige denn zu begreifen, sich in sie zu vertiefen, aus ihnen wirklich etwas bleibend Wertvolles zu lernen. Wieviele von den Tausenden der Ausstellungsbesucher aber können mehr als einen Tag an die Ausstellung wenden. Ich habe in angetrengtester pausenloser achttägiger Arbeitszeit die Ausstellung studiert und doch nicht alles so gründlich studieren können, wie ich wohl möchte. Selbst wenn man die industriellen Abteilungen, in denen ja vieles entbehrlich ist, nur kurz streift, bleibt für die wesentlichen Teile der Ausstellung so viel, daß auch hierzu ein Zeitaufwand gehört, der dem allergrößten Teil der Ausstellungsbesucher, weder den Dresdnern, noch den Auswärtigen, gar nicht zur Verfügung steht.

Deshalb glaube ich die Ausstellung mehr nach ihrem Inhalt, als nach ihren Aeußerlichkeiten zu kritisieren, wenn ich sage: weniger wäre mehr gewesen! Denn sie ist ja nicht eine eigentliche Fachausstellung; sie ist eine Schaufammlung. Diese aber darf nicht überladen werden, so sehr auch die innere Fülle des Themas dazu reizt. Wie man hier das Gebiet der Hygiene aufgefaßt hat, begreift es schließlich alles, was im Bereich engerer Sinne liegt, und mir kam manchmal der Gedanke, es fehle in der historischen und ethnologischen Abteilung nur noch der Knäuel, mit dem der Kain seinen Bruder Abel erschlagen haben soll, oder die Schleuder Davids, denn beides führte zu Wirkungen, die radikal unhygienischer Art waren, also auch zum Thema der Hygiene-Ausstellung gehören.

So werden also sicher neun Zehntel der Besucher die Ausstellung mit dumpfem Kopfe verlassen, und die Erinnerung daran wird ein Chaos sein. Es ergibt sich also daraus eine Kritik, die

das Wesen aller unseres modernen Ausstellungen trifft, um so mehr, je mehr sie sich in schwierige Einzelheiten verlieren, je lächerlicher und wissenschaftlicher sie werden. Je größer die Ausstellungen werden, desto geschäftsmäßiger müssen sie begründet sein, desto mehr müssen sie auf Massenbesuch rechnen, desto weniger aber hat die Masse einen Nutzen davon. Populäre Literatur, die diese Gebiete behandelt und sei es selbst Zeitungsliteratur, könnte diesen Nutzen viel billiger, viel bequemer und viel nachhaltiger vermitteln. Was zum Beispiel die Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek für lächerlich billiges Geld bietet, überwiegt tatsächlich den Nutzen der Hygiene-Ausstellung für die Masse, die keine besonderen Fachinteressen hat.

Was die Literatur dagegen nicht zu tun vermag, padende Anschauungsbeispiele des Vernünftigen und des Unvernünftigen zu geben, darin fehlt es in der Ausstellung trotz ihrer Reichhaltigkeit immer noch. Und hier eben macht sich der Konflikt bemerkbar, der zur Ausschaltung der Heimarbeitsbeispiele führte. Wer in Brüssel in den versteckten Winkel des Parc du Solbosch sich verirrt und nun auf einmal nach all den Herrlichkeiten der Ausstellung vor dem „Gause“ des Leinewebers oder des Schmiedes stand oder die Heimarbeiterwerkstätten in diesem Teile der Ausstellung sah, dem gingen Welken des Verständnisses für die sächlichen Zustände auf. An solchen Anschauungsbeispielen, mögen sie auch nicht so kraftig sein wie in Belgien, sind wir auch in Deutschland nicht arm. Wenn man damit auch nur einen Teil der Ursache von Volksverkümmung und Menschenverpöndung zur Ausstellung gebracht hätte, so wäre damit auch der Masse der oberflächlichsten Ausstellungsbesucher eine Empfindung in das Herz und in den Kopf gehämmert worden, die unüberlöschbar ist und die sich in den Kulturwillen umsetzen mußte, diese Zustände weniger zu beklagen, als bessern zu helfen.

Die Arbeiterhäuser, die der sächliche Heimatschutzbund ausstellt, sind allerliebste, von kleinen Fehlern abgesehen, die leicht abgestellt werden können. Aber dieser Reiz, den diese einfachen Häuser und die einfachen Möbel ausüben, verkehrt sich in der Wirklichkeit sofort, wenn die Heimarbeit einziehen würde. Wenn die Blumenarbeiter oder die Strohhutnäher von Schmied oder die Spielwarenarbeiter und Posamentennäherinnen des Erzgebirges oder die Puppenmacher oder die Glasbläser Thüringens oder die Spiegelglaschleifer des Böhmerwaldes darin leben würden, wenn die ausgelüfteten Raumwirkungen verschwinden hinter aufgestapelten fertigen und halbfertigen Arbeiten, hinter Rohmaterialien, Farbentöpfen, Hobelspanen, Abfällen und Arbeitsgeräthen; wenn die Kinder bis zu den drei- und vierjährigen bis in die Nacht hinein bei jämmerlicher Beleuchtung in überheizten, schlechtgeklüfteten Stuben mit Vater und Mutter für den Verleger in der Villa fronden müßten, um einen armseligen Wochenlohn zu verdienen.

Was in diesen Arbeiterhäusern, die hier ausgestellt sind, vernünftig und schon angelegt ist, verkehrt sich dann in die Unvernunft. Die Hygiene bedeutet aber nichts anderes, als die vernünftige Lebensführung, die vernünftige Körperpflege. Die einfachste Vernunft bewahrt uns vor unhygienischen Zuständen. Aber wenn die Zustände selbst unvernünftig sind, wenn die sozialen Verhältnisse jeder menschlichen Vernunft Dohn sprechen, wenn die Art, wie die breite Masse des erwerbstätigen Volkes lebt, schafft und stirbt, selbst dem landläufigsten nationalökonomischen Nationalismus ins Gesicht schlägt, so dürfte eine Hygiene-Ausstellung gerade hier nicht stumm sein.

Denn von hier geht alles aus, was mit moderner Hygiene zusammenhängt. In den sozialen Verhältnissen, in denen die breite Masse lebt, können auch die am besten gemeinten Wohlfahrtsrichtungen versagen. Der ostelbische Vorsitzende eines Wohlfahrtsvereins, der da meinte: „alle Wohlfahrt sei Blödsinn, er habe eine Badeanstalt für seine Leute gebaut und es gehe kein Schwamm hinein“, hat in seiner Art vielleicht gar nicht Unrecht, wenn man das, was zwischen diesen Worten liegt, zu würdigen weiß.

So verlockt die Internationale Hygiene-Ausstellung trotz ihrer Fehler zu Betrachtungen — vielleicht aber gerade wegen ihrer Fehler — die sie nach der Eröffnungsrede ihres Präsidenten nicht wahrufen sollte. Er meinte, wenn befürchtet werde, daß die Ausstellung vielleicht Begehrlichkeiten in die Bevölkerung tragen könne, die finanzielle Belastungen im Gefolge haben würden, so wolle er diese Befürchtungen zerstreuen mit dem Hinweis darauf, daß die persönliche Gesundheitspflege die wohlfeilste Kunst sei.

Es handelt sich aber nicht nur um die persönliche, es handelt sich auch um die öffentliche soziale Gesundheitspflege. Wenn die groß angelegte historische Abteilung der Ausstellung einen Zweck hat, so doch vor allem den, um zu zeigen, wie alle Kulturvölker, die zu ihrer Zeit die Weltbühne beherzschten, für die öffentliche Gesundheitspflege gesorgt haben. Von diesen historischen Beispielen, die auch für unsere Zeit noch vorbildlich sein können, möchte ich im nächsten Artikel sprechen.

Hugo Sillig

## Kleines feuilleton.

Aus der Predigt des niederbayerischen Pfarrers Balthasar Zoglhauer über die Feuerbestattung. Selbste in Christo! A ganz a schöne Erfindung von dene modernen Heiden ist das Verbrennen der Toten. Die alten Heiden hams tau, die neuen tuns erst recht und in Preußen hams sie's sogar eingeführt. Und wenn in Preußen was eingeführt ist, nachher kimmts a bald nach Bayern. Dös woas ma ja.

Undächtige, hab's Des schon amal zugschaut, wenn a Papier verbrennt? Wie si dös krummt und zammballt! Grad a so machens dös Leichnam a, wenn s' verbrennt wern. Wißt's warum s' dös tun? Ja weil der Teufel neben eahna steht und auf dös arm Seel wart. Der is ja d' Hüg gewöhnt und dem machts Feuer nig. Er freut si grad, wenn's recht schön warm is. Und da steht er halt neben dem Toten, lacht höhnisch und sagt: „So is recht, mein Liaba, gewöhnt' Di nur brav ans Feuer, wirst es bald brauch'a konna. Wer sie verbrenna laßt, kommt z'tieft in d' Höll. Da is no viel hoäher als da herin!“ . . . Jetzt merkt aber dös arm Seel, was angestellt hat und sie fangt s' Wimmern an und der Leichnam streckt vor lauter Verzweiflung d' Arm in d' Höh und krummt si und nachher rührt er d' Füß, sperrt's Maul weit auf und schneibt Gfächter. Der Teufel, der lacht jetzt gradnaus und sagt: „Wart nur, wennst unten bist, geht's Dir no ganz anders. Werd nimmer lang dauern, nachher hab i Di“. Und jetzt fangt dös arm Seel wieder s' Weinen a, daß an Stein derbarma konna. Aber der Teufel derbarmt si net. Der kennt loa Derbarma, Liabe Leut! Und jetzt nimmt er sei lange glühende Dfengabel, spießt die arme Seel an und rutschidibutsch verschwind er mit ihr in der Erden und bringt's dahin, wo Heulen und Zännklappern is.

Undächtige! Viele, viele tausend Jahr san dös, dös wo sie verbrenna lassen, im höllischen Feuer. Und alle hoffen, daß unser Herrgott mit eahna wenigstens am jüngsten Gericht Erbarm'a hat. Aber Schneiden! Da san s' erst recht dös Laktierten. Da werd der Himmel ganz schwarz und überall werd's Lohtrabenmacht. Plögli tuat si der Himmel auf und Christus kommt raus mit alle Engel und Erzengel. Und dös Erzengel blasen auf große Posauern, dös länger san wie i: „Tutuuh! Tutuuh!“ Dös klingt so schauerlich, viel viel schauerlicher, als wenn's in der Nacht im Dorf brennt und der Feuerlärm geht. Und jetzt öffnen sie dös Gräber, dös Toten steigen in langen weißen Hemden raus und stellen si auf. Aber dös Verbrennten konna nicht konna. Von dene is ja nig mehr da als ein kleins Häufel Asche und dös is in am eisernen Kaskl drin, dös wo ganz fest zamm macht is. Da konna' net raus, denn davon steht nig in der heiligen Schrift, daß dös Kaskl'a aufgenga beim jüngsten Gericht. Und a wenn s' aufgehn könnten, täts dene, dös wo sie ham verbrenna lassen, nig helfen, weil s' loana Knochen mehr ham und drum gar net aufstehn könnten.

Wie s' merken, daß s' jetzt erst recht dös Beschietten san, werden dös armen Seelen von dös Verbrennten ganz verzweifelt. Sie fangen z'wimmern und z'weina an, daß ma fast dös Posau'a von dös Erzengel nimmer hört und daß alle Auferstandenen kalt nunterlaufft. Dazwischen aber lacht der Teufel, daß von alle Berg widerhallt, und ruft: „Möcht's auch und lönt's net. Haha! Haha! Alles hilft Ent nig; aus der Höll' kommt's nimmer raus!“

Ja, Geliebte in Christo, so geht's dene, dös wo sie verbrennen lassen. Merkt's Ent nur dös: Der Mensch stammt von der Erden und g'hört a wieder in d' Erden. Und wer net nei will, der ist verdammt in alle Ewigkeit. Amen!

**Erziehung und Unterricht.**

Falsche Methoden. An und für sich ist es natürlich durchaus erfreulich, daß sich auch in den Kreisen der studierenden Jugend Interesse für Volksbildungs- und Volkserziehungsfragen regt und daß man sich dort bemüht, tätigen Anteil an der Volksbildungsarbeit zu nehmen. In einigen Orten hat sich auch bereits ein friedliches Zusammenarbeiten entwickelt: unsere Parteipresse macht ihre Leser auf die studentischen Arbeiterbildungskurse aufmerksam, weil sich gezeigt hat, daß man solche Hinweise dort mit gutem Gewissen riskieren darf.

Wedenken erregen aber solche Unternehmungen, wenn sie nach der Methode erfolgen, wie sie das „Sekretariat sozialer Studentenarbeit“ in den von ihm herausgegebenen Hilfsbüchern für Volksunterrichtskurse entwickelt. Man wird schon mißtrauisch, wenn man auf den Heftumschlägen die Anündigung „Volksvereinsverlag München-Gladbach“ sieht, und schon ein flüchtiges Durchblättern der Hefte (Deutsch, Rechnen, Rheinische Heimatkunde, jedes 80 Pf.) zeigt, daß das Mißtrauen nur allzu berechtigt ist.

In allen denkenden Arbeitern ist das Bewußtsein lebendig, daß sie Dpfer der Volksschuldressur wurden, daß die „moderne“ Volksschule viel an ihnen gesündigt und sehr noch an ihnen vernachlässigt und veräußert hat. Sie haben das starke Streben, nachzuholen und nachzuholen; das Wort vom Bildungshunger des modernen Proletariats ist keine leere Phrase.

An solchen strebenden Arbeitern versündigt man sich, wenn man ihnen die München-Gladbach-Methode als „helfende Hand“ reicht. Aus den drei Heften geht hervor, daß sich das Sekretariat sozialer Studentenarbeit in dem „Irrtum“ befindet, den bildungsungehrigen Arbeiter als unminndiges Kind behandeln zu können, ihn der gleichen öben, geistlosen, verblöbenden Dressur unterwerfen zu können, mit der man in den Kleinkinderschulen die Jugend mißhandelt und vergewaltigt. Die drei Hefte bringen den deutlichen Beweis, daß man im Sekretariat sozialer Studentenarbeit von aller modernen Pädagogik durchaus unberührt blieb oder daß man dort von dem kuriosen Grundsatz ausgeht, denkende Arbeiter habe es nie gegeben und werde es nie geben.

Um den „Geist“ der Hefte zu kennzeichnen, begnügen wir uns mit etlichen kleinen bescheidenen Stichproben. Aus dem Deutschheft: „Ein fleißiger, geschickter und nüchtern Arbeiter findet stets sein Fortkommen“ (Seite 24); „Arbeit bringt Segen, Arbeit bringt Glück“ (Seite 25); „Armut schändet nicht, und Almosengeben armt nicht“ (Seite 25); „Wer fleißig ist, braucht nicht zu darben“ (Seite 26); „Dasjenige Mitglieb, welches mit der Zahlung länger als vier Wochen im Rückstande bleibt, . . .“ (Seite 26); „Im Walde begegnete uns ein Mann mit einem Hunde, welcher uns nach dem Wege fragte“ (Seite 26); Wilhelm II., unser geliebter Herrscher, feiert seinen Geburtstag“ (Seite 27).

Bedarf es weiterer Proben, um zu dem Ergebnis zu kommen, daß die Arbeitererschaft allen Anlaß hat, einen solchen Deutschunterricht und solche „soziale“ Bildungsarbeit abzulehnen, einen Deutschunterricht, der außerdem deutlich genug den Beweis erbringt, daß den „Lehrern“ selbst guter Deutschunterricht dringend nötig wäre?

Ebenso elend wie das Deutschheft ist das Rechenheft, in dem man den Gedanken zu verfolgen scheint, Selbstverständlichkeiten „wissenschaftlich“ zu geben und dürreste Regelsystematik mit hirnloser Blödigkeit besonders „reizvoll“ zu gestalten. So werden die Arbeiter auf Seite 8 „belehrt“: „Zuzählen heißt, zu einer gegebenen Zahl so viel Einheiten, einzelne Glieder der Reihe, hinzufügen, als eine zweite Zahl angibt: 5 + 8. Zu 5 sollen noch drei einzelne Zahlen (??) hinzugefügt werden. Wie heißen diese drei Zahlen? (6, 7, 8.) Das Stück der Reihe (!!) heißt jetzt (!!) 8.“

Es soll zugegeben werden, daß das Heimatkundeheft nicht ganz so blödsinnig und „schulmeisterlich“ angelegt ist, obgleich ihm alles fehlt, was Voraussetzung sein müßte, es zu loben und zu empfehlen. Auf Seite 28 werden die Arbeiter „belehrt“, die französische Revolution habe die buntschwedige Landkarte Rheinlands „rot überflücht“; auf Seite 36 wird dem Gufstahlwerke der Firma Friedrich Krupp nachgerühmt, es „ernähre“ über 100 000 Menschen; auf Seite 50 werden die Arbeiter belehrt, daß sich die „Wacht am Rhein“ 1870 „tadellos bewährte“.

Unbeabsichtigt ist natürlich der „Humor“ der folgenden Zusammenstellung auf Seite 57: „Der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus, Karl Marx, stammt aus Trier („Das Kapital“, „Das kommunistische Manifest“); Ferdinand Lassalle hatte Beziehungen zum Rheinland. Nutzen hat recht, wenn er sagt: Die Rheinufer sind die wahre Heimat der Deutschen, der ehrwürdige Herd aller deutschen Kultur!“

In Summa hat das Klassenbewußte Proletariat begründeten Anlaß, aller Bildungsarbeit mit Mißtrauen zu begegnen, die nicht aus eigener Kraft und aus eigenen Mitteln erwächst. Als warnendes Exempel verweisen wir auf — das Sekretariat sozialer Studentenarbeit, Firma: München-Gladbach! J. D.

**Völkerrunde.**

Die indogermanische Rasse. Auf wie schwachen Füßen das Dogma der indogermanischen Rasse steht, weiß Dr. A. Durr (Ziflis) im Münchener „März“ nach. Er schreibt u. a.:

Es dämmert jetzt allmählich sogar in den Köpfen extremer Indogermanisten auf, daß das Indogermanische gar keine Ursprache ist, wie man lange geglaubt hat, sondern nur eine Form einer noch weiter zurückliegenden, noch unbekannteren Sprache, genau so wie die romanischen Sprachen Umformungen der lateinischen sind. Dieses Vorindogermanische stand auch nicht isoliert im Kreise der andern Sprachen. Nichts berechtigt uns zu glauben, daß jenes Vorindogermanische Idiom, das die indogermanischen gebären sollte, von Vertretern nur einer Rasse gesprochen wurde. Es ist ebenso leicht möglich, daß sowohl Vertreter der Nordrasse, als auch Vertreter der brünetten, kleinen, kurzköpfigen Südrasse, die ersten indogermanischen Worte und Sätze stammelten. Der hochangesehene Forscher Meillet, den man wirklich nicht des Völkerrundens zichten kann, fertigt als einer der ersten Vertreter der indogermanischen Sprachwissenschaft den Rassenwindel mit folgenden Worten ab: „Man weiß nicht, wer die Indoeuropäer waren. Es gab eine Sprache, die im ganzen genommen dieselbe auf dem gesamten Territorium war; man glaubt starke Unterschiede der Aussprache und der grammatischen Formen in den verschiedenen Teilen dieses Territoriums schon zur Zeit der Gemeinsamkeit feststellen zu können. Aber selbst, wenn die sprachliche Einheit eine vollkommene wäre — was nicht der Fall ist —, würde daraus noch keine Einheitlichkeit der Rasse hervorgehen. Sprachliche Einheit impliziert nicht ethnische Einheit (Rasseneinheit) und wir haben gar keinen Grund anzunehmen, daß es bei den Indoeuropäern anders war.“

Es wird aber lustig mit den vagen Begriffen weiteroperiert. Man hat sich nicht entblödet eine arische, indogermanische Mentalität (Geisteszustand) zu konstruieren. Das ist arisch! Und das Arische wird frank und frei jedem andern Volk entgegengehalten. Aber wissen wir denn ordentlich und wirklich, was deutsch ist? Was romanisch? Man könnte wirklich glauben, die Leute hätten nie die tiefen psychologischen Unterschiede zwischen den verschiedenen Völkern indogermanischer Zunge bemerkt, um so frank und frei einen vagen, unbestimmten Typus aufzustellen, in den sie noch dazu fast nur die guten Seiten eines Teiles der Menschheit hinein gepreßt haben.